

DIE JÜDISCHE SETTLEMENT-BEWEGUNG | Eine Spuren-suche, Teil 2

Dieter Oeschlägel

Zusammenfassung | Im ersten Teil dieses Beitrags zu den Ursprüngen der Gemeinwesenarbeit, der im vergangenen Monat in der Sozialen Arbeit erschien, wurde die Entwicklung der Settlementbewegung in England, den USA, in Wien, Prag, Czernowitz und anderen Städten beschrieben. Der vorliegende zweite Teil zeichnet die Geschichte der Toynbeehallen in Deutschland nach.

Abstract | In the first part of our article about the roots of community social work, which was published in Soziale Arbeit last month, the development of the settlement movement in England, the US, in Vienna, Prague, Czernowitz and other cities was itemized. The present second part describes the history of Toynbee-Halls in Germany.

Schlüsselwörter ► Gemeinwesenarbeit
► Judentum ► Europa
► historische Entwicklung ► Volksheim

Jüdische Toynbeehallen und Volksheime in Deutschland | Es waren auch in Deutschland die Logen des B'nai-B'rith-Ordens, die die Toynbeehallen gründeten. Ihr Ideal war es, „Juden zu vereinigen zur Förderung hoher und idealer Güter der Menschheit, den geistigen und sittlichen Charakter der Stammesgenossen zu stärken, ihnen die reinsten Grundsätze der Menschenliebe, der Ehre, der Vaterlandsliebe einzuprägen, Wissenschaft und Kunst zu unterstützen, die Not der Armen und Dürftigen zu lindern, die Kranken zu besuchen und zu pflegen, den Opfern der Verfolgung zu Hilfe zu kommen [...]“ (Knappe 2000, S. 268). In diesem Sinne entstanden neben anderen Vereinen, wie zum Beispiel dem Montefiore-Verein in Frankfurt, die Toynbeehallen.

Die Henry-Jones-Loge in Hamburg übernahm diese Ideen als erste und eröffnete im Jahre 1902 das Israelitische Gemeinschaftshaus als Toynbeehalle. In Hamburg gab es schon ein Volksheim, das im Sinne der englischen Settler arbeitete. Dieses war jedoch stark protestantisch beeinflusst und man legte dort großen

Wert auf die Jugend- und Volksbildung. Es ging den Gründern des Israelitischen Gemeinschaftshauses aber nicht darum, allgemeine volkserzieherische Maßnahmen durchzuführen, sondern ihre Einrichtung sollte ein Beitrag zur Förderung jüdischen Gruppengefühls leisten. „Die soziale Aufrichtung war das wesentlichste Moment, dem wir unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, zur Überwindung sozialer Schäden in den eigenen Kreisen beizutragen“ (Maretzki 1907, S. 241), schrieben sie in ihrem ersten Jahresbericht. Ein Kinderhort wurde 1902 eingerichtet, eine Lesehalle folgte. 1904 zog das Gemeinschaftshaus in das neu errichtete Logenheim, das vielen jüdischen Einrichtungen (Haushaltsschule, rituelles Restaurant, Festräume und sogar Gelegenheit zum Kegeln) Platz bot (vgl. Hirsch 1996, S. 99). Als Israelitisches Gemeinschaftshaus existierte es bis 1912, ab 1914 wurde es als Jüdisches Gemeinschaftsheim weitergeführt.

1902 wurde in Mannheim eine Toynbeehalle eröffnet und drei Jahre lang geführt. „Es stellte sich aber heraus, dass das Publikum, für welches eigentlich die Veranstaltung geschaffen war, nicht erschien, es vielmehr die jüdischen Bürgerkreise waren, welche den überwiegend größten Teil der Besucher stellten. Danach wurde seit dem Jahre 1905 der Betrieb eingestellt“ (Maretzki 1907, S. 242).

In Frankfurt am Main befand sich in der Königs-warter Straße 26 eine von einer B'nai-B'rith-Loge organisierte Toynbeehalle „für Notleidende“. Zu ihr gehörten eine Wärmestube, ein Lesezimmer und ein Spielzimmer. Jeden Sonntag fanden Unterhaltungs-abende statt, „Dieses nach einer Modellorganisation in London organisierte Zentrum sollte den Kontakt verschiedener gesellschaftlicher Kreise untereinander fördern und wurde besonders von Ostjuden frequentiert“ (Heuberger; Krohn 1988, S.189). Die Toynbeehalle wurde 1932 noch erwähnt (Schiebler 1988, S.110).

In einem Aufruf zur Wahl der zionistischen Kandi-daten im Berliner Gemeindewahlkampf im Novem-ber 1901 konnte man lesen: „Wer mit uns wünscht, dass eine Volkshalle geschaffen werde, in der sich nach der Mühe des Tages jeder Jude Erholung und geistige Anregung im jüdischen Sinne finden kann [...] der wähle die zionistischen Kandidaten“ (Rein-harz 1981, S.59). Das ist wahrscheinlich das erste und einzige Mal, dass sich deutsche Zionisten wäh-ren der Gemeinderatswahlen für die Toynbeehallen

einsetzen. Die Toynbeehalle in Berlin wurde erst 1904 eröffnet, allerdings von den drei Berliner B'nai-B'rith-Logen, die dafür 8 000 Mark durch Spenden aufgebracht hatten. Offenbar gab es jedoch Differenzen zwischen den Logenbrüdern, die die Toynbeehalle führten, und den Zionisten, denn die Jüdische Rundschau schrieb 1905: „So läblich die Institution der Toynbeehalle ist, so dürfen wir doch wohl erinnern, dass wir seinerzeit namens Ihres Vorstandes ohne jede Veranlassung von der Mitarbeit ausgeladen wurden, weil wir Zionisten sind“ (*Jüdische Rundschau* 45/1905, S. 559).

Im Jahre 1908 zog die Toynbeehalle um und wurde in „Volksbildungs- und Unterhaltungsheim (Toynbeehalle)“ umbenannt. Während des Ersten Weltkrieges wurde sie zur Unterkunft für Notleidende. Erst in den 1920er-Jahren wurde in der Jüdischen Rundschau wieder jährlich von den Semestereröffnungen berichtet. 1926 wurde im Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin die Mitgliederzahl von zirka 800 angegeben und zum Vereinszweck gesagt: „Veranstaltung von unentgeltlichen Unterhaltungs- und Vortragsabenden für die ärmeren jüdische Bevölkerung, um ihnen Anregungen geistiger und geselliger Art zu bieten, um so die sozialen Gegensätze zu mildern“ (*Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin* 1926, S. 232).

Für die Jahre 1928 und 1929 liegt ein Jahresbericht vor, in dem betont wird, dass dem Vereinszweck der Wohltätigkeit im Sinne der Loge weiterhin entsprochen werden kann. Das Ende der Toynbeehalle kam 1937. Die Gestapo teilte der Deutschen Bank im April mit, dass die „Jüdische Toynbee-Halle für Volksbildung und Unterhaltung“ mit sofortiger Wirkung aufgelöst und verboten sei und alle Konten beschlagnahmt seien.

Das jüdische Volksheim in Hamburg | Während die Toynbeehallen im Wesentlichen auf Bildung und Unterhaltung setzten, wurde in den Volksheimen das ganze Erbe der Settler gepflegt. So wurde schon 1918, unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, in Altona bei Hamburg ein jüdisches Volksheim gegründet. Altona war bis 1937 eine selbstständige Stadt, in die verstärkt jüdische Zuwandernde aus Osteuropa zogen, die vor Armut und Verfolgung geflohen waren. 1925 lebten dort zirka 2 400 jüdische Einwohnerinnen und Einwohner, das entsprach einem Bevölkerungsanteil von 1,8 Prozent.

Aus dem Tritt

In Hamburg stirbt die elfjährige Chantal in ihrer Pflegefamilie an einer Überdosis Methadon, in Berlin die zweijährige Zoe an den Folgen körperlicher Gewalt. Das neue Jahr ist noch jung und schon überschattet durch diese neuerlichen Fälle von tödlicher Gewalt gegen Kinder. Die Medienberichte offenbaren Horrorszenarien und werfen die drängenden Fragen des Wie und Warum auf.

Es gibt darauf keine pauschalen Antworten. Jeder der beiden Fälle und der erschreckend vielen ähnlichen Gewalttaten in den vergangenen Jahren hat eine eigene Vorgeschichte. Und doch wird eines immer deutlicher: Nicht individuelles Versagen allein ist die Ursache, sondern es gibt strukturelle Fehlentwicklungen in der Kinder- und Jugendhilfe, die offen benannt und entschlossen korrigiert werden müssen.

Zum Beispiel Berlin: Jahrelange Stellenkürzungen haben inzwischen eine doppelt fatale Wirkung: Den Jugendämtern fehlt es an ausreichend Personal, um angesichts der zunehmenden Zahl von Problemfamilien die angeordneten Hilfen der freien Träger wirksam steuern und kontrollieren zu können. Der Steuerungsbedarf ist zudem durch die neoliberal motivierte Ökonomisierung der sozialen Dienstleistungen und die daraus resultierende Verschärfung des Wettbewerbs sozialer Dienstleister untereinander eher größer als kleiner geworden. Tatsächlich aber sind die verbliebenen Strukturen der Jugendämter eklatant überaltert, die verbliebenen Mitarbeiter im Alter 50plus vielfach ausgebrannt. Durch die behördenspezifischen Beförderungsdynamiken gibt es außerdem eine Überzahl von „Häuptlingen“, aber kaum noch Praktikerinnen und Praktiker, die motiviert und in der Lage sind, die Knochenarbeit der konkreten Fallarbeit kompetent anzupacken.

Der Prozess einer kontinuierlichen Personalentwicklung ist in vielen Jugendbehörden aus dem Tritt geraten. Gegenseitige Befähigung Älterer und Jüngerer? Fehlanzeige! Andere Bundesländer sollten – soweit nicht schon geschehen – diese Fehler nicht wiederholen, und die betroffenen Behörden müssen jetzt mit Umsicht und viel Mühe an den Wiederaufbau gehen.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Eva Michaelis-Stern (1904-1992), Tochter des namhaften Psychologen William Stern, berichtete: „Die Initiative zur Gründung des Altonaer Volksheimes kam vom zionistischen Jugendbund. [...] Das Heim war vormittags für die Klein- und nachmittags für die Schulkinder geöffnet. Die Kinder, die wir betreuten, gehörten zu ostjüdischen Familien, die nach dem 1. Weltkrieg von Polen nach Deutschland gekommen waren und die auf ihrem Weg nach Amerika in Hamburg hängengeblieben waren. [...] Eine Hauptschwierigkeit bestand darin, dass [...] die Eltern und Kinder nur Jiddisch sprachen, während wir [...] alle deutschsprachig waren. Dabei war unsere zionistische Gruppe sehr daran interessiert, diese Menschen weiter dem Judentum zu erhalten, ihnen aber auch gleichzeitig viel europäische Bildung zu vermitteln“ (Ellger-Rüttgardt 1996, S. 275)

Das Volksheim war Kindergarten und Bildungseinrichtung. Es wird von Sprachkursen und einer Lesehalle berichtet. „Außerdem gab es im ersten Stock das Beratungszimmer eines Arztes, der unter anderem Sprechstunden für die Säuglings- und Jugendpflege anbot [...] Zeitweilig besuchten 25 Mädchen und Jungen den Kindergarten. Ab Mittag wurden 60 Kinder in dem dortigen Hort betreut“ (Plog 1999). Für 40 bedürftige Kinder wurde im Volksheim Mittagessen zubereitet.

Finanziert wurde das Altonaer Volksheim wesentlich durch die Unterstützung der Hochdeutschen Israelitischen Gemeinde in Altona und die Deutsch-Israelitische Gemeinde in Hamburg. Dennoch gab es immer wieder finanzielle Engpässe. So richtete Irma Schindler für den Vorstand des „Vereins Volksheim“ an den „verehrlichen Vorstand der Hochdeutschen Israeliten Gemeinde“ die Bitte um Subvention, denn „wir [sind] auch bei größter Einschränkung des Volksheimbetriebes und größter Sparsamkeit in den Ausgaben, nicht mehr in der Lage, unsere Arbeit mit eigenen Mitteln weiterzuführen. Wir werden daher gezwungen sein, so schwer uns auch dieser Entschluss wird, zum 1. Juli das Heim zu schließen, wenn uns nicht von irgendeiner Seite geholfen wird“ (nach Lorenz 1987, S. 1314 f.). Das Volksheim wurde nicht geschlossen.

1932 wurden die Leistungen noch einmal anschaulich geschildert. „An Hilfskräften beschäftigt das Jüdische Volksheim für Kindergarten und Hort drei Angestellte. – Da die Leiterin, Fräulein Rosen-

baum, eine Jugendleiterin ist, werden ihr an einigen Tagen der Woche von der Städtischen Gewerbeschule Altona Schülerinnen zugewiesen, die durch sie im Volksheim ihre praktische Ausbildung erhalten und dadurch unentgeltliche Hilfskräfte sind“ (ebd., S. 1317). Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bahnte sich das Ende der Einrichtung an. Bis 1936 wurden noch Kinder betreut, dann wurde das Jüdische Volksheim in Altona aufgegeben.

Das Jüdische Volksheim in Berlin | Das bekannteste und hinsichtlich seiner Wirkung bedeutendste jüdische Settlement war das Jüdische Volksheim in Berlin, dessen Vorbild das 1914 von Ernst Joel¹ gegründete und in der Tradition der Settlements stehende Siedlungsheim Charlottenburg war. Joel hatte die Ideen der Settlementbewegung und ihre deutsche Umsetzung schon in seiner studentischen Arbeit kennengelernt. Über die Tätigkeit des Siedlungsheimes Charlottenburg, das seinen Sitz in der Sophie-Charlotte-Straße 80 hatte, konnte nur wenig ermittelt werden. Auf der Rückseite des ersten Aufbruch-Heftes war folgende Anzeige zu finden: „Siedlungsheim Charlottenburg. Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge). Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag Mk. 6) dringend erwünscht. Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Frl. Wally Mewius, Charlottenburg, Sophie-Charlotte Straße 80 I“ (Exler 2005, S. 33).

In der ersten Nummer des „Aufbruch“ äußerte sich Joel in einem Brief an einen Freund (vgl. Joel 1915) zur Idee des Siedlungsheimes, die offensichtlich von der Settlementbewegung beeinflusst war. Das Siedlungsheim habe unterschiedliche Aufgaben: Es soll Untersuchungsarbeit leisten, es soll Brücken bauen zwischen den Klassen durch soziale Hilfen und es soll eine religiöse Wirksamkeit haben. Ebenso wie in

¹ Ernst Joel (1893-1929) war ein bedeutender deutscher Pazifist. Er war Mediziner und wurde durch seine Studien über die Pharmakologie von Kokain und Morphin bekannt. 1926 gründete er die Fürsorgestelle für Alkoholkranke und andere Giftsüchtige im Berliner Bezirk Tiergarten, deren Leiter er auch wurde. Er wechselte dann in den Bezirk Kreuzberg und wurde bis zu seinem frühen Tod der erste Leiter des Gesundheitshauses am Urban. Joel gehörte dem sozialdemokratischen Flügel der „Freien Studentenschaft“ an und gründete 1915 die Zeitschrift „Der Aufbruch“.

den Settlements ging es auch hier um die Veränderung der Siedler und Siedlerinnen selbst: „Das Siedlungsheim hat vorerst eine prüfende und untersuchende Aufgabe. Mitten im Arbeiterviertel müssen die Siedler, freiwillige Bürger dieses Stadtteils, und ihre Helfer die neue Welt, die sie umgibt, kennen lernen, die neuen und fremden Menschen, deren Nachbarn sie werden wollen, sich vertraut und verbündet machen und so wird das Siedlungsheim sie in doppelter Sinne seinem Dienst vorbereiten und unterordnen: Sie werden durch die tägliche Teilnahme an ihm reicher werden an Kenntnis von den Tatsachen der wirklichen Welt, es werden ihnen helfend Kräfte bewusst werden und wachsen, deren Sein sie nie zuvor verspürten“ (Joel 1915).

Unter Einfluss dieses Siedlerheims und unter Hinweis auf die Idee des Settlement gründeten junge Juden – Studenten und Frauen – unter Führung des Medizinstudenten Siegfried Lehmann² 1916 das Jüdische Volksheim in der Dragonerstraße 22 (heute Max-Beer-Straße) im Scheunenviertel, in dem vor allem ostjüdische Flüchtlinge aus Polen, Galizien und Russland Zuflucht fanden. Das Statistische Amt Berlin beschreibt das Gebiet als „jüdische Schweiz“: „Jüdische Buchhandlungen, in deren Schaufenstern fast stets dieselben Bücher, Gebetsriemen und andere Kultgegenstände zu sehen sind, viele Firmenschilder mit hebräischen Aufschriften, koschere Restaurants, Bäckereien und Krakauer Kaffeehäuser, jüdische Typen mit Kaftan, langem Bart und Peies (Schläfenlocken) lassen den starken Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Einwohnerschaft erkennen“ (Statistisches Amt

2 Siegfried Lehmann (1892-1958) war Arzt und Sozialpädagoge. 1921 bis 1926 war er Leiter des Jüdischen Kinderheims in Kowno/Litauen. Er siedelte 1926 mit einer Gruppe von Kindern und Jugendlichen nach Israel über und baute dort das Kinder- und Jugenddorf Ben Shemen auf.

3 Martin Buber (1878-1965) schloss sich früh der zionistischen Bewegung an, weniger aus politischen als aus religiösen und kulturellen Motiven. Er gab die angesehene Zeitschrift „Der Jude“ heraus und lehrte von 1924 bis 1933 an der Universität Frankfurt am Main jüdische Religionsphilosophie. Gleichzeitig wirkte er am „Freien Jüdischen Lehrhaus“. In den Jahren der Naziherrschaft arbeitete er am Aufbau einer jüdischen Erwachsenenbildung in Deutschland. 1938 emigrierte er nach Palästina und lehrte bis zu seinem Tod an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Buber ist als Herausgeber und Interpret von Schriften des Chassidismus und als Religionsphilosoph bekannt geworden.

der Stadt Berlin 1929, S. 3). Als Besonderheit gerade der Dragonerstraße, in der sich das jüdische Volksheim befand, hob der Bericht die überaus große Anzahl von Prostituierten hervor, die dort lebten und arbeiteten (*ebd.*, S.10), was die Aussage eines Zeitzeugen plausibel macht, im Haus des jüdischen Volksheimes sei auch ein Bordell gewesen.

Martin Buber³ hatte sich an den Vorbereitungen für das Volksheim aktiv beteiligt. In seiner Zeitschrift „Der Jude“ konnte Siegfried Lehmann unter dem Pseudonym Salomon Lehnert seine Ideen veröffentlichten (vgl. Lehnert 1916). Er bezog sich dabei auf die Settlementidee, „d.h. die Niederlassung Gebildeter im Proletarierviertel zwecks sozialer Arbeit, doch müsse deren vollkommene Realisierung unter den gegebenen Kriegsbedingungen ein nachgeordnetes Ziel bleiben“ (Schäfer 2003, S. 4). Er formulierte für die Arbeit zwei zentrale Forderungen: „Erstens: Schaffung von Gemeinschaften in den Städten durch Zusammenschluss der Bewohner, die in der Nachbarschaft des Volksheims wohnen, das als Erziehungs- und Zusammenkunftsstätte als geistiger Mittelpunkt und dann als wirtschaftliches Zentrum (Konsum- und Kreditgenossenschaft, eventuell Produktivgenossenschaft für die kleine Kolonie) gedacht ist. Zweitens: – eine Forderung für uns Westjuden – mit unserer Volkskultur so vertraut zu werden, dass wir sie in einer solchen Gemeinschaft zu erwecken oder wenigstens am Leben zu erhalten vermögen“ (Lehmann 1917, S. 76).

Am 18. Mai 1916 wurde das Jüdische Volksheim eröffnet und am 7. Juli 1916 beim Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte in das Vereinsregister eingetragen (vgl. Oelschlägel 2005, Haustein; Waller 2009). Die Eröffnungsrede hielt der Schriftsteller und Sozialist Gustav Landauer⁴. Sie stand unter dem Thema „Judentum und Sozialismus“. Die Mittel für das Volksheim aufzubringen, fiel Siegfried Lehmann offenbar nicht schwer. „Er gehörte ja zu den reichen Familien und hatte Zugang zu anderen Reichen, er bildete ein

4 Gustav Landauer (1870-1919) war Schriftsteller, Literaturkritiker und Sozialphilosoph und gehörte zu den einflussreichsten Menschen des beginnenden 20. Jahrhunderts. Er forderte die Errichtung eines selbstverwalteten freiheitlichen Gemeinwesens jenseits von der herkömmlichen Staatsform und von einem „Polizeisozialismus“. Diesem Gedanken verpflichtet schloss er sich als Volksbeauftragter für Kultur der Münchner Räterepublik an und wurde bei deren Niederschlagung von Freikorpssoldaten ermordet.

Komitee, das die Sache finanzierte", erinnert sich *Yisroel Shiloni*⁵ (2005, S. 22). 1916 wurde auch der „Verein Jüdisches Volksheim“ gegründet, der die finanzielle Trägerschaft übernahm. In den 1920er-Jahren verschlechterte sich allerdings die finanzielle Situation des Volksheimes.

Siegfried Lehmann leitete das Volksheim nur kurze Zeit, 1917 wurde er zum Wehrdienst an der Front eingezogen. Sein Nachfolger war, ebenfalls nur für kurze Zeit, *Erich Gutkind* (1877-1965), Schriftsteller und Sohn eines der reichsten Juden Berlins. Er war Mitglied des „Forte-Kreises“⁶, einer losen Vereinigung von Intellektuellen verschiedener Nationen, die versuchen wollten, einen Lebensbund aufzubauen und mit den Mitteln des Geistes die politischen Spannungen der Zeit aufzuheben. Auch *Gustav Landauer* gehörte zeitweilig diesem Bund an. Als *Erich Gutkind* seine spirituellen Ideen auch im Volksheim umsetzen wollte, verweigerten ihm die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Gefolgschaft (vgl. *Scholem* 1997, S. 899).

Danach übernahm *Gertrude Welkanoz* die Leitung des Jüdischen Volksheimes. Sie gehörte von Anfang an zu den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen *Lehmans*. *Gershon Scholem* nannte sie die „unbestrittene Zentralfigur“ im Volksheim und beschrieb sie – er selbst war 19 Jahre alt – als „eine schon etwas ältere, auf die dreißig zugehende, höchst eindrucksvolle Person, [...] ein Mädchen von einer völlig natürlichen Würde und Autorität, die einzigartig war. Sie schien mir die einzige ausgebildete Sozialarbeiterin, doch darin irrte ich mich, denn von Beruf war sie Angestellte bei einer großen Bank, und tatsächlich gab es unter den Freiwilligen keine einzige professionelle Mitarbeiterin.⁷ Ihre großen Kenntnisse waren aber nichts, gemessen an dem ungeheuren Einfluss, ja Zauber, den sie menschlich auf all diese Mädchen ausübte“ (*Scholem*

⁵ Israel (Yisroel) Shiloni (1901-1996), als Hans Herbert Hammerstein in Berlin geboren, studierte Philosophie und Geschichte, wurde Pädagoge und wirkte in Kowno, Stettin und Bonn. Über England und Australien kam er 1942 nach Palästina, wurde Erzieher in Ben Shemen, zog dann nach Naharia, wo er 1968 begann, Dokumente der Geschichte des Judentums in Deutschland zu sammeln. Er arbeitete mit Lehmann im Kinderheim Kowno zusammen und traf ihn in Ben Shemen wieder.

⁶ Genannt nach dem italienischen Ort Forte di Marmi, wo man sich traf.

⁷ Diese Aussage muss überprüft werden, denn hierzu gibt es widersprüchliche Hinweise in der Literatur.

1997, S. 85). Sie war 1918 auch Delegierte des XV. Delegiertentages der Zionistischen Vereinigung in Deutschland in Berlin. Später heiratete *Gertrude Welkanoz* den jüdischen Archivar *Dr. Ernst Weil* und zog mit ihm nach München. Als *Gertrude Weil* schrieb sie nach dem Ende ihrer Tätigkeit einen engagierten Bericht über die Arbeit des Volksheims (vgl. *Weil* 1930).

Über die Tätigkeit des Volksheims⁸ informierte der erste Arbeitsbericht von 1916 ausführlich: „In Anlehnung an das Settlementsystem hat sich das jüdische Volksheim neben allgemeinen sozialen Hilfleistungen in gesundheitlicher und wirtschaftlicher Beziehung die Aufgabe gestellt, die Kinder und jungen Leute der in der Gegend des Heimes gelegenen, meist von ostjüdischen Einwandererfamilien bevölkerten Straßen in Gemeinschaften (Kindergarten, Jugendkameradschaften, Klubs) zusammenzuschließen, um durch geeignete Führung einen kulturellen Einfluss auf die heranwachsende Generation zu gewinnen“ (*Das Jüdische Volksheim* 1916, S. 5).

Das Heim sollte die Kinder durch das Jugendalter bis zum Erwachsensein begleiten. Der Ablauf eines Tages im Volksheim bestand aus Kinderspielstunden, Knaben- und Mädchenkameradschaften, einem Klub junger Mädchen, Lehrlingsklubs (die sich aus den jetzt aus der Schule gekommenen Knaben der ersten Kameradschaft und jungen Leuten aus der Nachbarschaft bildeten) und einem Klub junger Kaufleute. Ferner diente das Heim, besonders an den Abenden, als Klub und Vorlesungslokal. Einige Räume wurden an den Jüdischen Literarischen Verein Perez vermietet, der als in sich geschlossener Verein, unabhängig vom Volksheim, einen großen Teil der in Berlin wohnenden ostjüdischen Arbeiterschaft umfasste. Darüber hinaus stand „eine ärztliche und eine juristische Auskunftsstelle, ferner eine Mütterberatungsstelle [...] an verschiedenen Tagen der Nachbarschaft im Heim zur Verfügung“ (*Das Jüdische Volksheim* 1916, S. 6). Die Parallelen zur Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost (SAG) sind nicht zu übersehen.

⁸ Über die Arbeit des Volksheims erfährt man auch einiges durch die Interviews mit ehemaligen Mitarbeiterinnen, die *Sieglinde Ellger-Rüttgardt* aufgezeichnet hat (vgl. *Ellger-Rüttgardt* 1996), durch die autobiographischen Aufzeichnungen *Gershon Scholems* (vgl. *Scholem* 1997, S. 84 ff.) und die Briefe *Franz Kafka* an *Felice Bauer* (vgl. *Kafka* 2005). Noch auszuwerten ist ein 17-seitiger Bericht über Materialien zum Volksheim, die im Archiv des Kibbuz Givat Brenner lagern (vgl. *Seligmann* 1998).

Worin das Jüdische Volksheim in Zielsetzung und Praxis über die der SAG (und vieler Settlements) hinausging, war der Bezug zu Wirtschaft und Produktion. Obwohl die Gründung von Produktionsgenossenschaften eine unerreichte Perspektive war, so spielte doch handwerkliche Erziehung und Ausbildung im Volksheim eine wesentliche Rolle. „Das Volksheim sieht eine seiner wesentlichsten Aufgaben darin, die jüngere Generation jener Schichten zu beeinflussen, dass sie sich wieder mehr den Bereichen des Handwerks und der Landwirtschaft zuwende, ist doch eine der unerfreulichsten Erscheinungen der Großstadt die Laufbahn des jüdischen Jünglings, der als Lehrling hinter dem Ladentisch beginnt und als entjüdeter Bourgeois in Berlin W endet. Die Möglichkeiten, in diese üble, im schlechtesten Sinne assimilierte Bourgeoisie aufzusteigen, sind in den Bereichen als Handwerker und Landwirt nicht in dem Maße gegeben. Aber auch aus nationalen Gründen scheint uns die Erziehung zum Handwerk wichtig. Die Beschäftigung in der Werkstatt, besonders in der Metallwerkstatt, die unter der Leitung von Joseph Budko sehr schöne kunstgewerbliche Gegenstände herstellt, macht den Knaben, die sich für diese Arbeit als geeignet erwiesen haben, so viel Freude, dass sie Zweifel bei ihrer Berufswahl beim Abgang von der Schule kaum noch haben. Geeignete Stellen sucht das Heim ihnen zu vermitteln“, schrieb Siegfried Lehmann (Lehmann 1917, S. 76).

Eine ebenso große Bedeutung nahm im Volksheim die Musik ein, währenddessen der Bericht das Desinteresse der jüdischen Nachbarschaft an bildender Kunst beklagte. Musik meinte hier Unterricht in Geigen- und Gitarrenspiel, Chöre und die Gründung eines Heimorchesters. Wichtig waren auch die Ferienkolonien des Volksheims an der Ostsee und in Thüringen. 1921 bat der „Verein jüdisches Volksheim“ um Spenden für die Ferienaufenthalte und schrieb: „150 Kinder, die blaß und unterernährt hinausfuhren an die See, konnten wir neugestärkt, mit blitzenden Augen und frischer Lebenslust wieder ihren Eltern übergeben. Aber ein einmaliger Aufenthalt kann die schwache Gesundheit dieser Kinder nicht genügend festigen, überdies gibt es viele, denen wir wegen Mangel an Geldmitteln nicht helfen konnten“ (Jüdische Rundschau 37/1921, S. 200).

Wie Siegmund-Schultze in der SAG Berlin-Ost legte auch Siegfried Lehmann großen Wert auf die Betreuung und Qualifizierung der Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter, die hier im Jüdischen Volksheim Helfer genannt wurden. So wurden die Helfer auch von Siegfried Bernfeld⁹ in einer Weise beraten, die wir heute Supervision nennen würden. „Diese Gruppenleiter trafen sich in einer gemeinsamen Diskussionsgruppe, zu der Siegfried Bernfeld eingeladen hatte und in der besondere pädagogische Fragen besprochen wurden“, erzählte Elsa Sternberg, die von 1917 bis 1920 im Volksheim mitgearbeitet hatte (Ellger-Rüttgärdt 1996, S. 276).

Jeder freiwillige Mitarbeiter konnte nach zwei Monaten in die „Helferschaft“ aufgenommen werden, die sich als eine durch Freundschaft und gemeinsame Ziele verbundene Gemeinschaft verstand. Die Helferinnen und Helfer, über deren Zahl leider nichts bekannt ist, sollten der Settlementidee folgend im Volksheim wohnen. Sie erhielten eine sozialpädagogische und religiöse Ausbildung und beschäftigten sich intensiv mit jüdischer Geschichte und Kultur. Wegen der kriegsbedingten Abwesenheit der Männer bestand die Mehrheit der Helferschaft aus Frauen.

Zu den Mitarbeitenden im Volksheim gehörte auch David Werner Senator (1896-1953), der von 1921 bis 1924 hauptberuflich im jüdischen Arbeiterfürsorgeamt Berlin tätig war. Über Werner Senator fand Sidonie Wronsky¹⁰, neben Alice Salomon wohl die einflussreichste Ideengeberin der Sozialen Arbeit in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg, zum Volksheim und zu einer zionistischen Erweiterung ihres

⁹ Siegfried Bernfeld (1892-1953) war ein bedeutender jüdischer Pädagoge und Psychoanalytiker. Er engagierte sich in der Wiener jüdischen Jugendbewegung. In seinem Kinderheim Baumgarten versuchte er, marxistische und psychoanalytische Erkenntnisse für die Praxis nutzbar zu machen. Mitte der 1920er-Jahre arbeitete er als Psychoanalytiker in Berlin und lehrte Jugendfürsorge an der Deutschen Hochschule für Politik. 1934 emigrierte er über Südfrankreich und London in die USA.

¹⁰ Sidonie (Siddy) Wronsky (1883-1948) leitete ab 1906 das Archiv für Wohlfahrtspflege (heute DZI) in Berlin und war führend in zahlreichen jüdischen Organisationen und Institutionen tätig, unter anderen im Jüdischen Frauenbund, in der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden und in der Hauptstelle für jüdische Wanderfürsorge. Sie lehrte an der von Alice Salomon gegründeten Sozialen Frauenschule das Fach Wohlfahrtspflege und veröffentlichte zahlreiche Bücher zur Sozialen Arbeit. 1933 emigrierte sie nach Palästina und baute dort die Ausbildung zur Sozialen Arbeit auf.

jüdischen Selbstverständnisses. Sie schrieb im Jahre 1946 an Werner Senator: „Sie waren für mich einer der jungen Menschen aus dem Kreis des Volksheims zur Zeit des Beginns meiner Beziehung zum Zionismus, die in mir die national jüdische Idee lebendig werden ließen“ (zitiert nach Konrad 1993, S. 107). Zusammen mit Friedrich Ollendorf¹¹ gründete und leitete Siddy Wronsky einen Arbeitskreis jüdischer Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die „Jüdisch-soziale Arbeitsgemeinschaft“ (*Jüdische Rundschau* 48/1920, S. 387), die im Volksheim tagte und die für die jüdische Sozialarbeit in Deutschland und Palästina wesentliche Impulse gab.

Über Siddy Wronsky gab es auch eine Brücke zur Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, denn sie war dort 1919 als Dozentin an der Jugendpflegeschule tätig und lehrte über „die wichtigsten in der freien Wohlfahrtspflege tätigen Verbände“ (Reinicke 1998, S. 642-645). Dies ist der einzige nachweisbare Kontakt zwischen der SAG Berlin-Ost und dem Jüdischen Volksheim, obwohl Sieglind Ellger-Rüttgardt behauptet: „Es liegt auf der Hand, dass es Verbindungen zwischen dem ebenfalls im Osten Berlins (Dragonerstraße) gegründeten jüdischen Volksheim und der Arbeit Siegmund-Schultzes gegeben hat“ (Ellger-Rüttgardt 1996, S. 260). Leider liefert ihr Beitrag zum jüdischen Volksheim dafür jedoch keine Belege.

Der Settlementgedanke, Brücken zu bauen und Begegnung zu schaffen, spielte auch eine große Rolle in der Arbeit des Jüdischen Volksheims in der Dragoonstraße: Brücken zwischen Reich und Arm, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Westjuden und Ostjuden, zwischen Zionisten und Nichtzionisten und – über das Bestehen des Volksheims hinaus – zwischen Deutschland und Palästina. Dies geschah vor allem über Vortragsabende und Gesprächskreise und dadurch, dass das Volksheim anderen jüdischen Organisationen – so Hapoel Hazair, Hechaluz¹² und Misrachi¹³ – Räume zur Verfügung stellte. Viele namhafte jüdische Intellektuelle der Weimarer Republik waren in diese Aktivitäten eingebunden. In all diesen Diskursen jüdischer Intellektueller im Volksheim wurde bei zahlreichen jungen Jüdinnen und Juden „der zionistische Bewusstwerdungsprozess katalysatorhaft beschleunigt“ (Konrad 1999, S. 280).

11 Friedrich Ollendorf (1889-1951) war Direktor des Jugendamtes Berlin-Neukölln und wurde 1924 Leiter der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden. 1934 emigrierte er nach Palästina und übernahm wichtige Ämter in der Wohlfahrtsverwaltung.

Viele von ihnen verstanden sich als „Chaluzim“ und das Volksheim als einen Ort der Chaluz-Bewegung¹⁴. Ab 1922 gab es dort eine „Chaluzimgruppe Berlin“. „Sie soll alle jungen Leute umfassen, die als Handwerker nach Erez-Israel übersiedeln und dort als Chaluzim, d.h. Pioniere beim Aufbau des Landes arbeiten wollen. Das Ziel der Gruppe ist geistige, praktische und physische Vorbereitungsarbeit für das Leben in Palästina“ (*Jüdische Rundschau* 58/1922, S. 359).

Das jüdische Volksheim hatte auch eine wichtige Bedeutung für die jüdische Jugendbewegung. In Berlin wurde im März 1917 der „Ausschuss für national-jüdische Jugendarbeit“ gegründet, dem das Jüdische Volksheim neben anderen zionistischen Jugendorganisationen wie KJV (Kartell Jüdischer Verbindungen), Herzl-Bund oder Jung-Juda angehörte. Auf Veranlassung des Volksheims fand im Oktober 1918 der Nationale Jüdische Jugendtag in Berlin statt. Das Volksheim entsprach als selbstorganisiertes Projekt den Autonomievorstellungen der Jugendbewegung, so dass der 1924 gegründete „Reichsausschuss der jüdischen Jugendverbände (RA)“ plante, den gesamten Bereich der jüdischen Jugendhilfe nach dem Modell des Volksheims zu organisieren.

In der letzten Phase des Volksheims spielte der Jung Jüdische Wanderbund (JJW) dort eine wesentliche Rolle. Der 1920 nach bündischen Prinzipien gegründete JJW vertrat das Prinzip der Selbstarbeit (ohne Ausbeuter und Ausgebeutete), die Ausrichtung auf eine kollektive Lebensweise und – im Blick auf die Auswanderung nach Palästina – die Ergreifung „produktiver“ Berufe in der Landwirtschaft, im Handwerk und anderen Lehrberufen. Innerhalb des JJW gab es den Brit-Haolim-Flügel, der als praktisches Ziel die Erziehung zum Kibbuz hatte. So waren auch viele Kibbuzim in Palästina Kinder und Jugendliche aus dem Volksheim. Chaim Seligmann nennt eine

12 Hechaluz (= der Pionier) war der zionistische Weltverband, der das Ziel hatte, die jüdische Einwanderung nach Palästina und deren Vorbereitung (Hachschara) zu organisieren. Er wurde 1917 gegründet, 1922 entstand ein deutscher Landesverband.

13 Misrachi, eine zionistisch-orthodoxe Organisation, wurde 1902 in Wilna gegründet.

14 Ein Chaluz ist ein Pionier, der das Idealbild des jüdischen Pionertums durch Zugehörigkeit zu einem Kibbuz zu verwirklichen suchte. Dieses Chaluziat war ein nationales und soziales Ideal, das einen Verzicht auf Verbesserung des eigenen materiellen Lebensstandards zugunsten harter körperlicher Arbeit im Dienste der Gemeinschaft bedeutete.

Reihe Namen aus dem Kibbuz Givat-Brenner, die im Volksheim ihre Erziehung genossen hatten, und berichtet von einem Treffen deutscher „Volksheimler“ 1966 in Tel Aviv aus Anlass des 50. Jahrestages der Gründung des Volksheims (vgl. Seligmann 1998).

Das Ende des jüdischen Volksheims liegt noch im Dunkeln. Es wird von fast allen Autoren auf das Jahr 1929 datiert. Nur eine Zeitzeugin, Elsa Sternberg, sagte in einem Interview: „Das Volksheim existierte noch, als wir 1933 Deutschland verließen“ (Ellger-Rüttgardt 1996, S. 277). Im Berliner Adressbuch ist es bis 1930 in der Dragonerstraße 22 zu finden. Die Bedeutung des Jüdischen Volksheims ist noch schwierig einzuschätzen. Hinsichtlich der unmittelbaren Settlerarbeit im Scheunenviertel war Siegfried Lehmann selbst skeptisch: „Ohne Zweifel hatte das Volksheim im Laufe der Jahre gute Volksarbeit geleistet. Aber das große Erlebnis, im engen Zusammenleben mit dem Volke wieder das Volk als Kraftquelle für das eigene Leben zu empfinden, blieb aus, musste ausbleiben, weil die Teile des jüdischen Volkes, die ihre Heimat verlassen und sich in den europäischen Städten eine neue Existenz suchen, eben nicht mehr Volk sind. Es sind abgestorbene Teilchen, die ihre Nahrung nicht mehr vom Volkskörper empfangen und daher nicht geeignet sind, das große Erlebnis ‚Volk‘ den Suchenden zu vermitteln“ (Lehmann 1926, S. 23). Andererseits gingen vom Volksheim wesentliche Impulse sowohl für die jüdische Sozialarbeit in Deutschland und Palästina als auch für den innerjüdischen Dialog aus.

Volksheime in anderen Städten | Vom Volksheim gingen auch Bestrebungen aus, die Idee des Settlements weiterzutragen. Siegfried Lehmann schrieb 1919: „Das erste jüdische Settlement entstand im Mai 1916 in Berlin, bald darauf folgte Leipzig. In Hamburg, Breslau, Frankfurt, Köln ist man heute mit Vorbereitungsarbeiten für ein Settlement beschäftigt. In Warschau und in Sarajewo ist von Helfern des Berliner Volksheimes mit Volksheimarbeit begonnen worden“ (Lehmann 1919, S. 65).

Von einem Volksheim Leipzig existiert lediglich eine Spur: Einem Buchstempel im Angebot eines antiquarischen Buches (www.buchladen9.de, 15.5.2005) ist zu entnehmen, dass es auch in Leipzig ein Jüdisches Volksheim gegeben haben muss, es sind aber keine weiteren Belege zu finden. Über die Eröffnung eines Jüdischen Volksheims in Breslau am 18. Oktober 1908

„bei großer Beteiligung aus allen Kreisen der jüdischen Bevölkerung“ berichtete die Welt (*Die Welt* 13/1908, S. 11) und zu einem Volksheim in Frankfurt gibt es auch nur einen Hinweis: In der Neuen Jüdischen Presse vom 1.8.1919 wurde eine Anzeige veröffentlicht, die die Gründung eines Jüdischen Volksheims ankündigte.

Über die Jüdische Settlementbewegung in Europa ist beim derzeitigen Forschungsstand noch keine abschließende Bewertung abzugeben, zu viele Fragen müssen noch offen bleiben. Und es ist noch viel Forschungsarbeit zu leisten.

Professor em. Dieter Oelschlägel lehrte an der Universität Duisburg-Essen Sozialwissenschaften. Privatanschrift: Elisenstraße 1, 46537 Dinslaken, E-Mail: oelschlaeger@lauhof.de

Literatur

Das Jüdische Volksheim: Erster Bericht Mai/Dezember 1916. Berlin 1916

Ellger-Rüttgardt, Sieglinde: Das Jüdische Volksheim. In: Ellger-Rüttgardt, Sieglinde (Hrsg.): Verloren und Unvergessen. Jüdische Heilpädagogik in Deutschland. Weinheim 1996, S. 260-278

Exler, Margarete: Von der Jugendbewegung zur ärztlichen Drogenhilfe. Das Leben Ernst Joels (1893-1929) im Umkreis von Benjamin, Landauer und Buber. Berlin 2005

Haustein, Sabine; Waller Anja: Jüdische Settlements in Europa. Ansätze einer transnationalen sozial-, geschlechter- und ideengeschichtlichen Forschung. In: Medaon. Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 4/2009, S. 1-14

Heuberger, Rachel; Krohn Helga: Hinaus aus dem Ghetto ... Juden in Frankfurt am Main 1800-1950. Frankfurt am Main 1988

Hirsch, Erika: Jüdisches Vereinsleben in Hamburg bis zum Ersten Weltkrieg. Jüdisches Selbstverständnis zwischen Antisemitismus und Assimilation. Frankfurt am Main 1996

Joel, Ernst: Brief an einen Freund. In: Der Aufbruch 1/1915, S. 1. Zitiert nach www.wbenjamin.org/aufbruch.html (Abruf am 15.12.2011)

Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin: Ein Wegweiser durch die jüdischen Einrichtungen und Organisationen. Berlin 1926

Jüdische Presse: Organ für die Interessen des orthodoxen Judentums. Wien 1927

Jüdische Rundschau: Allgemeine Jüdische Zeitung. Berlin 1903-1927

Kafka, Franz: Briefe. Frankfurt am Main 2005

Knappe, Sabine: Die Wohltätigkeitsarbeit jüdischer Logen als Ausdruck jüdischer Identitätssuche und Wunsch nach Akzeptanz. Die Henry-Jones-Loge in Hamburg. In: Jersch-Wenzel, Stefi (Hrsg.): Juden und Armut in Mittel- und Ost-europa. Köln/Weimar/Wien 2000, S. 265-278

- Konrad**, Franz-Michael: Wurzeln jüdischer Sozialarbeit in Palästina. Einflüsse der Sozialarbeit in Deutschland auf die Entstehung moderner Hilfesysteme in Palästina 1890-1948. Weinheim/München 1993
- Konrad**, Franz-Michael: Siegfried Lehmanns Idee und Verwirklichung einer „Jüdischen Erziehung“. Zur Erinnerung an ein Kapitel deutsch-jüdischer Sozialpädagogik. In: neue praxis 3/1999, S. 272-290
- Lehmann**, Siegfried: Idee der jüdischen Siedlung und des Volksheimes. In: Jüdische Rundschau 9/1917, S. 76-77 sowie 10/1917, S. 83-84
- Lehmann**, Siegfried: Erziehung zur sozialen Arbeit. In: Der Jüdische Student. Zeitschrift des Kartells Jüdischer Verbindungen 3/1919, S. 59-73
- Lehmann**, Siegfried: Von der Straßenhorde zur Gemeinschaft (Aus dem Leben des „jüdischen Kinderhauses“ in Kowno). In: Der Jude (Sonderheft Erziehung) 2/1926, S. 22-36
- Lehnert**, Salomon (das ist Siegfried Lehmann): Jüdische Volksarbeit. In: Der Jude 2/1916, S. 104-111
- Lorenz**, Ina: Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik. Eine Dokumentation. Teil 2. Hamburg 1987
- Maretzki**, Louis: Geschichte des Ordens Bnei Briss in Deutschland 1882-1907. Berlin 1907
- Oelschlägel**, Dieter: Jüdische Settlementbewegung und das Jüdische Volksheim in Berlin. In: Rundbrief der Verbandes für soziakulturelle Arbeit e.V. 2/2005, S. 18-29
- Plog**, Karsten: An einem kühlen Sommerabend. Lebendige Erinnerung an ein ehemaliges jüdisches Volksheim in Altona, in dem sich heute ein Kinderhaus befindet. In: Frankfurter Rundschau vom 14.7.1999
- Reinharz**, Jehuda (Hrsg.): Dokumente zur Geschichte des deutschen Zionismus 1882-1933. Tübingen 1981
- Reinicke**, Peter: Wronsky, Sidonie. In: Maier, Hugo (Hrsg.): Who is who der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau 1998, S. 642-645
- Schäfer**, Barbara: Das Jüdische Volksheim. In: Kalonymos 4/2003, S. 4-8
- Schiebler**, Gerhard u.a.: Jüdische Stiftungen in Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1988
- Scholem**, Gershon: Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen. Frankfurt am Main 1997
- Seligmann**, Chaim: Das Jüdische Volksheim in Berlin. Zusammengestellt von Chaim Seligmann nach den Archivalien des Givat-Brenner-Archivs. Unveröffentlichtes Manuskript 1998
- Shiloni**, Yisroel: Siegfried Lehmann, der Mann von Ben Shemen: Der Weg eines Menschenfreundes zu seinem Volk. Zitiert nach Oelschlägel, Dieter: Jüdische Settlementbewegung und das Jüdische Volksheim in Berlin. In: Rundbrief der Verbandes für soziakulturelle Arbeit e.V. 2/2005, S. 18-29
- Statistisches Amt der Stadt Berlin**: Die Siedlungs-, Wohnungs- und Bevölkerungsverhältnisse in der Dragoner-, Grenadier-, Linien-, Rücker- und Mulackstrasse. Mitteilungen Nr.8, 5/1929
- Weil**, Gertrude: Vom Jüdischen Volksheim in Berlin. In: Zeitschrift für jüdische Wohlfahrtspflege 7-8/1930
- Welt**, Die. Wien und Köln 1900-1914

WERTSCHÄTZUNG | Entwicklung und Prüfung eines Erhebungsinstruments

**Cornelia Rösch; Holger Schmid;
Felix Wettstein**

Zusammenfassung | Der Artikel stellt erste Ergebnisse eines Grundlagenprojekts zur Konzeptualisierung der Wertschätzung von Mitmenschen vor. Er beschreibt, wie es gelungen ist, ein Erhebungsinstrument zur Erfassung von Wertschätzungskompetenz zu konstruieren und auf seine Zuverlässigkeit hin zu testen. Es zeigt sich, dass sich Wertschätzung sehr zuverlässig erfassen lässt, dass sie etwas anderes ist als der reine Selbstwert einer Person und dass Wertschätzung mit Persönlichkeit nur zum Teil zusammenhängt. Die Einsatzmöglichkeiten des Konzepts in der Sozialen Arbeit werden reflektiert.

Abstract | This article demonstrates first results of a basic research project to conceptualize appreciation. It describes the successful development of a test method to measure a person's ability to appreciate. It was proven that appreciation can be reliably measured, that it is different from the personal self-esteem and that it only partly correlates with personality traits. The potential applications of this concept in the field of social work are reflected.

Schlüsselwörter ► Soziale Arbeit
 ► Methode ► Befragung ► Selbstkonzept
 ► Wertschätzung ► Messung

1 Ausgangslage | Dem Phänomen Wertschätzung kommt große Bedeutung zu. Beispielsweise erfährt Wertschätzung zunehmend Aufmerksamkeit in Unternehmensphilosophien oder wird häufig auch in Bezug auf zwischenmenschliche Beziehungen genannt – vor allem dann, wenn sie als ausbleibend wahrgenommen wird. In der Sozialen Arbeit ist Wertschätzung vor allem ein Begriff, der im Kontext der personenzentrierten Gesprächsführung aus der humanistischen Psychologie bekannt ist. Er steht für die unbedingte, positive Wertschätzung nach Carl Rogers (2007). Aus dem Blickwinkel der Sozialphilosophie betrachtet spielt (soziale) Wertschätzung, beispielsweise nach Axel Honneth (1992), eine wichtige Rolle